Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 31 (1956)

Artikel: Mein Vater, der Männerchordirigent
Autor: Kessler, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-699852

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MEIN VATER, DER MÄNNERCHORDIRIGENT

oder «Ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht»

Heitere Erinnerungen von Walter Keßler

«Jetz hät das Kamuff kündt!»
Als mein Vater, der mir nebst der Glatze das Musikgehör und eine Vorliebe für jene Noten vererbte, die man nicht auf der Nationalbank beziehen kann, diese neueste Nachricht auf den Familientisch legte, wußte ich noch nicht, was eine Kündigung ist. Leichter erfaßte ich den Kommentar, es sei dem Herrn Benteli im unteren Stock zu bunt geworden, und sehr leicht hätte ich es verstanden, wenn als Grund seines Auszugs der Krampol der Keßlerbuben angeführt worden wäre. (Schließlich waren wir unserem Namen einiges schuldig!) Erleichtert atmete ich deshalb auf, als es hieß, «die ewige Singerei in diesem verrückten Haus» habe ihm den Verleider angehängt. Meine Mutter jedoch meinte, «so ganz ohne» sei diese Begründung nicht, und sie rate dem Herrn des Hauses an, die untere Wohnung nicht mehr oder dann nur mehr an Schwerhörige zu vermieten.
«Zimperliches Zeug!», gab mein Vater zurück. «En Männerchor isch ebe n en Männerchor und keis Töchterchörli.»
«Dä Idruck han i au!», wehrte sich die gute Hausfrau. «D'Frag isch nu, öb es Privathus es Probelokal isch oder nöd.»
Es ging nämlich damals, im Jahre des Heils 1912, als ich in den kurzen Hosen eines Achtjährigen steckte, in unserem Hause Abend für Abend und Wochen hindurch ungefähr so zu:
Männer stemmten ihre Schmerbäuche die schmale Stiege hinauf. Oben angelangt, zogen sie das Nastuch, wischten den Schweiß von der Stirne und gaben sich das Versprechen: «Nachhär nämed mer dänn aber im ‚Chindli' äne e großes Hells oder zwei.» Dann betraten sie die schöne Stube. (Sie war mit ihrer gotischen Balkendecke und dem lustigen Erker wirklich schön und ist es heute noch.) Der Vater setzte sich ans Klavier, linke Hand unten, und die Probe für die vier Männer vom zweiten Baß nahm ihren Anfang. Sie dauerte bis das Gewölb erdröhnte und der Stubenboden

ächzte. «Und ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht . . .» Das wiederholte sich während sieben bis zehn Tagen, dann änderte die Stimmlage. Die Treppe herauf beinelten tifig und leicht schmälere und längere Herren. Vaters Hand am Klavier, Marke Berdux, rückte um zwei Oktaven oder gar weiter hinauf. Die Vorhänglein unserer Stubenfenster winkten wie die Taschentüchlein Verliebter. Der Leopard am Erker (wer in Zürich durch die Strehlgasse schlendert, laß ihn schön grüßen, aber in Ruhe!) stellte stolz seinen Schwanz. «Nur kei Chragechnöpfli-Tenör!» kommandierte der Vater oder lobte zweideutig: «Sie sind zwar kein Caruso, aber fascht!» Hell und hoch waren die Töne und die Temperamente heftig. «Und ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht . . .»

So ging's eine Woche hindurch. Mich Buben beschäftigte längst schon die Frage, was diese fanatische Absage an das Alter bedeuten sollte. Warum wehren sie sich so laut gegen das Altsein, wenn sie es doch noch nicht sind? Aber schon drängten neue Vierergruppen von Männern in die schöne Stube. Die meisten räusperten sich vor dem Anklopfen, als müßten sie zum Zahnarzt. Hie und da bot mir einer eine Gaba- oder Wibert-Tablette an. Nichts besonderes, dachte ich, aber das verleihe eine klare Stimme, belehrten mich die Herren und erkundigten sich leise, als wären sie heiser, ob der Herr Papa zu Hause und bei guter Laune sei. Der aber griff in die Tasten, um den Mannen im Gang zu beweisen, daß er da und welche Tonart und Stimmung im Schwung sei, begann nun gar vorzusingen und erklärte wie einer, der es wissen muß: «Jeder Dirigent, der die Mittelstimmen vernachlässigt, ist ein Stümper. Ihr seid mindestens so wichtig wie die eingebildeten Erst-Tenöre und die sich unentbehrlich dünkenden Zweit-Bässe.» Solche Komplimente schleckten die vom ersten Baß und zweiten Tenor wie junge Bären Waldhonig. «Und ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht . . .»

Der Männerchor «Freiheit» zählte damals hundertzehn Mann. Der geneigte Leser mag selber ausrechnen, wie viel Abende es brauchte, bis alle Vierergruppen den nicht allen Sängern gleich sympathischen Besuch beim Dirigenten absolviert hatten. «Spezialverfahren» nannten sie es, oder «Einzelausbildung»; der Vater fand dafür die träfe Bezeichnung «Musikalische Inspektion im engsten Familienkreise». (Der Ausdruck mag ihm nach der Lektüre einer Todesanzeige, «Kremation im engsten Familienkreise», in den Kopf gestiegen sein.) Sie war gefürchteter, aber auch ergiebiger als die Gesamtproben im Vereinslokal. Doch ging es ja um die letzte Politur vor dem Gesangsfest, und so war der hinterste und letzte Mann mit Feuereifer bei der Sache. «Wämmer dänn nu butzed!» – ein Schlachtruf, den ich immer wieder auffing, wenn die Mannen nach anstrengendem Training unser Haus verließen.

Während der Mittagessen jener glücklichen Zeit sammelte ich die ersten Sätze für künftige Konzertkritiken. Indes wir Kinder schweigen mußten, garnierten nämlich des Vaters Sprüche das Essen mit Erkenntnissen und Erfahrungen eines Männerchor-Dirigenten. Etwa so: «Erste Tenöre müssen Silber in der Kehle haben, kein Blech. Sonst scherbelt's. Locker und geschmeidig muß der Ton sitzen, nur nicht pressen und morxen. Sonst tönt's wie der Jammer Erwürgter. – Ohne einen guten zweiten Tenor fehlt der Landschaft der Himmel. Da nützt alles Glänzen der Sterne, der Heldentenöre, nichts, wenn der Himmel, ein satter, farbiger Hintergrund fehlt, das Sammettuch, auf dem das Silber erst zur Geltung kommt. – Die ersten Bässe, das sind die Strebepfeiler. Sind sie gut, dann reichen sie von den Fundamenten bis zur Kuppel. Ohne sie sackt das ganze Gebäude zusammen. Mittelstimmen verleihen einem Chor erst den Halt und die Fülle, den wahren Chorklang. – Steinkohlenbässe habe ich in meinem Chor, ich sage euch: um die beneidet uns jede Konkurrenz. Sie schürfen nicht nur tief,

sie leuchten noch dunkel auf den untersten Stufen der männlichen Stimme, sie haben einen Atem wie Gottvater und würden ein ganzes Bergwerk stützen.»
Solch gutgelaunten Sprüchen folgten allerdings Tage, an denen Ohrfeigen so billig zu haben waren, daß ich dem Vater gerne auswich. Er sei nun, so klärte mich die geduldige Mutter auf, an der schwierigsten Dirigentenarbeit vor dem Sängerfest. Nun gelte es, die Pfuscher, die Gefährder und Verderber auszuschalten. Jene, die jeden Einsatz verpaßten oder Pausen sangen. Die bei Oktavsprüngen zu weit oder auch zu kurz gumpten. Die Melancholiker auch, die eine Terz in eine Quint verwandelten. Solche und ähnliche Beeinträchtiger reiner Harmonien bewog nun mein Vater, bei dieser und jener «gefährlichen Stelle» keinen Ton von sich zu geben, den Mund aber gleichwohl wort- und tongerecht zu bewegen, so daß kein Experte wahrzunehmen vermochte, daß hier «blind» gesungen wurde.
«Beim besten Theater gibt es Statisten; die braucht man auch, und ein guter Sängerkamerad ist uns gerade so sympathisch und tut dem Chor so not wie die sichersten und stimmbegabtesten Sänger. Die Hauptsache ist die Liebe zur Musik, die Freude am Gesang, unsere Freundschaft und restlose Chordisziplin.» – Mit derartigen Lehrsätzen angelte der Dirigent (wie mir viel später seine Sänger verrieten) «den letzten Schwanz für unser Unternehmen».

*

Und ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht . . . Mit dem Wettlied «Trotz» von Friedrich Hegar fuhr der Männerchor «Freiheit» eines schönen Sommertags von Zürich nach Straßburg. An ein internationales Arbeitersängerfest. Zwischen deutschen und französischen Chören traten drei, vier schweizerische auf. (Solche

schöne Träume verwirklichte noch das Jahr 1912, Träume, die zwei Jahre später gründlich und grausam zerstört wurden.)
Den Empfang der von Straßburg heimkehrenden Männerchörler vergesse ich meiner Lebtag nie. Die Fahne der «Freiheit» zierte ein fettglänzender Lorbeerkranz, und die rote Schleife daran blendete mit Goldfransen. «Das isch en Lorbeer erschter Klaß!», gab mir der Präsident zu verstehen. (Ich hatte also nicht vergebens die Türe geöffnet, so oft die Sängergruppen zu den Inspektionen im engsten Familienkreise angetreten waren!) Die Stadtmusik schmetterte einen alle Tauben vom Bahnhofplatz verscheuchenden Marsch; die sigolinpolierten Instrumente strahlten wie Feuerwerksonnen. Empfang durch die Stadtmusik, oder: das war zu jener Zeit in Limmatathen ein denkwürdiges Entgegenkommen gegenüber einem Arbeiterchor. Aber wenn sich schon Friedrich Hegar an den Bahnhof begab und ein Opus dieses berühmten Schweizer Komponisten im Ausland einen derartigen Erfolg eingeheimst hatte, durften und wollten sich die bürgerlichen Stadtbehörden nicht schofel zeigen. Beim Zug durch die Bahnhofstraße zum Probenlokal durfte ich den mächtigen Gladiolenstrauß buckeln, den Willy Kaufmann, des Vaters Freund, der später durch sein bein- und herzbewegendes Lied «Eine Kompanie Soldaten» im ganzen Land bekannt wurde, dem erfolggekrönten Dirigenten überreicht hatte. Wir mußten das umfangreiche Bouquet zu Hause, wo keine großformatige Vase aufzutreiben war, in einen Ankentopf stellen, und es gefiel ihm gut darin. Die weiß-blaue Schleife aber mit der goldgeprägten Aufschrift «Dem Meisterdirigenten von Straßburg» haben die Keßlerbuben bei Haustheateraufführungen so lange als Bauchbinde und Spaßmacherzierde mißbraucht, bis die Goldbuchstaben zerbrösmelten und die Seide zerfaserte.
Nie hat der Vater gegen so viel Pietätlosigkeit Einspruch erhoben. Seine Genugtuung hatte darin bestanden, daß sich in Straßburg die

Herren «Kampfrichter» nach dem Vortrag der «Freiheit» von den Sitzen erhoben und deren Präsident verkündete: «Konkurrenzlos die beste Leistung aller Chöre.» Das tat dem Dirigenten bis zum blechernen Kragenknöpflein hinauf wohl und das gönnte er seinen Männerchörlern von Herzen. «In diesem Augenblick», so gestand er mir zwei Jahrzehnte später, «haben auch jene meiner Sänger gestrahlt und allen Krampf vergessen, die dieses ‚Und ich will noch nicht alt sein!' längst schon überdrüssig geworden waren und dem ‚Trotz' heimlich trotzten.»

*

«Däne hämmer zeiget, wo Gott hockt!», oder noch dicker aufgetragen: «Jetz wüssed die Schwabe und Franzose, wie mer i de Schwiz singt!» – mit solchen Refrains endeten seit Straßburg unzählige Ladentischgespräche, die ich erlauschen konnte, so oft ich von den Schulaufgaben mich ins Geschäft hinunter drückte, um zwischen Papeterien und Lederwaren des Lebens buntere und kurzweiligere Seite zu ergattern. Hie und da betrat ein Männerchörler den Laden und kaufte etwas. Das nannten diese Arbeiter Solidarität, und es war ihnen ernst damit. Der Vater bediente sie, und weil damals Zeit noch nicht so sehr Geld war wie heute, wurde der Einkauf in Straßburger Erinnerungen eingewickelt. Dadurch gelang es mir, im Laufe der Jahre folgende Anekdoten zu sammeln:

Der Vater war in einer grauen Kleidung zum Feste gefahren; das war das Nobelste, was sich der eingefleischte Demokrat leistete. Die meisten seiner deutschen Kollegen traten in Frack und weißer Krawatte an und auf, die französischen in einer schwarzen oder dunkelblauen «Kluft». Auf dem Weg über die vom Regen aufgeweichte Festwiese zur Festhütte hatte der Vater außerdem, alter

Gewohnheit gemäß, die Hosen heraufgekrempelt, und weil ihn Hegars «Trotz» mehr als seine Hosenstöße beschäftigte, betrat er in diesem Tenue das Dirigentenpodest. Zum Entsetzen der einen und zum Ergötzen der andern. Am Zuhörertisch eines deutschen Gesangvereins machte die Bemerkung die Runde: «Wie der Schweizerbauer aussieht, so werden sie auch singen!» – Einer von der «Freiheit» soll ihnen nach vollbrachter Tat den Spruch serviert haben: «Unser Dirigent hat es im Kopf und in den Händen, nicht in den Hosen!»

Als die «Freiheit» am Festtagmorgen zum Probesingen antrat, stellte der Vater erbost sehr viele belegte Stimmen fest. Nebellandschaft; «Die Dämmerung sinkt aufs Schweizerland» statt «Uetliberg hell». Die nächtlichen Zecher und Überhocker befürchteten ein Donnerwetter. Statt dessen verpflichtete sie der Dirigent, eine Viertelstunde vor dem Wettgesang einen Zweier Weißen, wenn immer möglich Rheinwein, zu genehmigen. Der sorge für die nötige Aufhellung. Und das Rezept bewährte sich . . .

Der Zufall wollte es, daß am Bahnhof in Straßburg die siegestrunkene «Freiheit» mit jenem Chor zusammentraf, der am schlechtesten abgeschnitten und nun mit zusammengerollter Fahne den Zug in die Heimat bestieg. Nur dem Einspruch meines Vaters gelang es zu verhindern, daß seine Sänger nicht dem Einfall eines Übermütigen folgten, der vorschlug, sich vor den Bahnwagen der Unterlegenen zu postieren und im dunkelsten Moll zu singen: «Zu Straßburg auf der Schanz', da ging mein Trauern an . . .»

Am längsten jedoch erhielt sich in unserer Familie – so ist das Leben! – die Erzählung meiner ältesten Schwester, in deren Kehle ein konservatorisch diplomierter Sopran nistete, die deshalb des Vaters besonderer Stolz war und mit nach Straßburg fahren durfte. Diese Erzählung drehte sich weder um Musik noch um Männergesang, nicht um des Vaters und der «Freiheit» Festerfolg, viel

weniger noch um das Straßburger Münster, sondern einzig um die – Wanzen (Wäntele genannt), die im Hotel zu Straßburg dem Männerchordirigenten und seiner Tochter die Nacht, die unvergeßliche, vor dem Tag, dem unvergeßlichen, verkurzweilten.

*

«Und ich will noch nicht alt sein und bin es noch nicht . . .» Als der Trotz gegen das Altwerden nichts mehr auszurichten vermochte und mein Vater im hohen Alter von 87 Jahren gestorben war, fand sich an seinem Grab auch je ein Grüpplein alter treuer Sänger der «Freiheit» und der «Liedertafel» ein. Beide Chöre, den sozialdemokratischen wie den katholischen, hatte mein Vater jahrelang geleitet, gemäß seiner Maxime: «Mir geht es um gute Musik und die Freude am Lied. Es gibt keine katholischen und keine protestantischen Töne, nur richtige und falsche; es gibt keine sozialistische und keine bürgerliche Tonleiter, sondern nur eine Kunst, die weder von der sozialen Stellung noch von der Konfession, sondern einzig von der Liebe zur Kunst, in meinem Falle zur Musik, abhängt.»
Erst wollte jede der beiden Chordelegationen auf ihre Weise dem toten Dirigenten ein Grablied singen. Dann aber fanden sie, zusammen ginge es besser, leichter und klangvoller; sie reichten sich die Hände und Notenblätter und einigten sich während der Abdankungsrede des Geistlichen auf ein gemeinsames Lied. Nie habe ich die Melodie vom Barden, der nun ruht und verstummt ist, schöner und ergreifender singen hören.
Du holde Kunst . . .
Trösterin Musik!